

Der Abschluß der Schauspielsaison im Berliner Sender

Shakespeares „Sommernachtstraum“

Mit einer Aufführung dieses Bühnenwerkes, das wie kein anderes in der gesamten Weltliteratur eine ideale Verknüpfung von Heiterkeit, Romantik und ernster Betrachtung darstellt, hat die zweite Schauspielsaison des Berliner Senders ihren Abschluß gefunden. Wir werden in einem der nächsten Hefte rückschauend noch einmal die Leistungen dieser Saison besprechen und wollen uns heute darauf beschränken, über diese Saison ein wenig zu sagen. Um das Wichtigste voranzunehmen: Diese „Sommernachtstraum“-Aufführung bedeutet nach längerer Stagnation wieder einen bedeutenden Schritt nach vorwärts. Sie brachte keine neuen Entdeckungen oder Ueerraschungen, aber sie knüpfte an die besten Regiearbeiten seit Bestehen der Sendespiele an und machte den geschlossenen und abgerundeten Eindruck, den wir von den besten Leistungen auf diesem Gebiete in Erinnerung haben. Schon die Wahl dieses Werkes war eine denkbar glückliche. Alle drei Elemente der Handlung: die Liebesirrungen der beiden Paare, die Vorgänge im Zauberreich der Feen und die Rüpelkomödie sind im Senderaum in denkbar günstiger Weise zu verwirklichen. Die Sprache Shakespeares gibt nicht nur den vollendeten Ausdruck jeder Situation und die restlose Charakterisierung der handelnden Personen, sondern sie ist darüber hinaus von einer unvergleichlichen Schönheit des Klanges und der Gedanken. Sie läßt die Stimmung der bedeutendsten Momente ausschwingen und gewährt einen fast musikalischen Genuß. Wir haben ja mehrfach darüber gesprochen, daß der Rundfunk sich ähnlich wie der Film für die Darstellung des Uebersinnlichen besonders gut eignet, daß der Zauber des Feenreichs, die Romantik des nächtlichen Waldes, dem Hörer mit rein akustischen Mitteln plastisch vor Augen geführt werden kann. Beim „Sommernachtstraum“ übernimmt die Musik Mendelssohns den größten Teil dieser Aufgabe. Sie setzt immer genau in dem Moment ein, wo die Ausdruckskraft des Wortes nicht mehr ausreicht, wo nur die Musik noch eine Steigerung über die Schönheit der Sprache hinaus bringen kann, sie findet aber auch für jeden Moment der Handlung den passenden Ausdruck, sie zerfließt nicht in weicher Stimmungsmalerei, sondern gelangt zu den festen, von höchstem künstlerischen Willen bestimmten Formen, die den vollendeten Meister erkennen lassen. Die Regie Alfred Brauns tat gut daran, zu dieser Wirkung der Musik nur ganz geringe akustische Hilfsmittel hinzuzufügen. Sie hat ganz richtig erkannt, daß es z. B. beim Erscheinen der Titania keiner anderen Stimmungsmittel bedarf, daß jedes verdeutlichende Geräusch die Wirkung der Musik beeinträchtigen würde. Der Szenenwechsel, der die

bühnenmäßige Aufführung des „Sommernachtstraums“ außerordentlich erschwert, ist ja im Senderaum mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen, und es gelang, das Hinübergleiten von einem Bühnenbild zum nächsten so anschaulich zu machen, daß wir unmittelbare Theaterwirkung erlebten. Um dem Ganzen eine abgerundete Form zu geben, ohne doch auf die aus formalen Gründen nötigen Einschnitte zu verzichten, ließ Braun in den Pausen Verse sprechen, die, aus Werken Shakespeares und Grillparzers zusammengestellt, die Stimmung der vorhergehenden Szene aufnehmen und weiterspinnen und so dem Hörer auch von dem, was er nicht sehen konnte, in dichterischer Weise einen Eindruck verschaffen sollten. Als besonders gelungene Effekte seien hier genannt, das Kichern und Zirpen von Titantias Begleiterinnen, die prachtvoll stilisierte, keineswegs naturalistische Echowirkung beim Ruf der Hermia und die stimmungsvolle Einordnung des Wiegenliedes, das von Frida Weber-Fleßburg und Elly Heymann reizend vorgetragen wurden. Leider hatten zwei prominente Berliner Komiker, Kurt Vespermann und Wilhelm Bendow, abgesagt, so daß die Rüpel szenen ganz von der Darstellung des Zettel durch Alfred Braun beherrscht waren. Braun spielt



Zur Berliner Senderveranstaltung am 29. Juni
„Gregorianische Gesänge“

Oben: Der Bassist Louis van de Sande — Unten: Darstellung eines Gregorianischen Chores, Holzschnitt aus Gaffarius: Practica musicae (Venedig 1512)

diese lustigste Rolle des Stückes ein wenig zu berlinerisch aber doch mit großem Humor und echt funkischen Einfällen. Von den übrigen Darstellern traf besonders Lucie Mannheim den entzückenden Ton zwischen Ueberschwang und ausgelassener Heiterkeit, der durch Reinhardt in die Shakespeare-Darstellung eingeführt wurde; der Angsttraum der Hermia und ihr Erwachen gehörten zu den schönsten schauspielerischen Momenten des Abends. Rose Lichtenstein bewies als Titania wieder die Vielseitigkeit ihrer Begabung. Der glöckenhelle Ton, mit dem sie ihren Gatten Oberon auslacht, war von mitreißender Wirkung. Der Oberon wie auch Theseus waren bei Theodor Loos und Karl Ebert in besten Händen. Ein vollkommener Versager war Richard Duschinsky, der die Rolle des Lysander mit einfältigem Pathos deklamierte. Eine Ueerraschung war Lore Braun als Puck. Sie spukte wirklich wie ein lustiger kleiner Teufel durch das ganze Stück, und sie hat einen jungen, singenden, geflügelten Stimmklang, der sie von allen andern Darstellern abhebt und tatsächlich zur Beherrscherin des Spiels macht. Wenn sie sich fliegend in die Lüfte erhebt, so geht sie auf den Klang des letzten Wortes in einen gesungenen Ton über, auf dem die Musik einsetzt. Das ist Rundfunkwirkung im schönsten Sinne — und die Leistung von Lore Braun war so reich an ähnlichen Effekten, daß wir in ihr eine auffallende Rundfunkbegabung erkennen zu können glauben. Der ganze Abend ist als Gewinn zu buchen.